

Mönch sein in der heutigen Zeit

Vortrag von Prior-Administrator Pater Andreas Werner bei der Mitgliederversammlung des Vereins der Freunde der Benediktinerabtei Maria Laach e.V. am 2. Juli 2016

Liebe Freunde!

„Mönch sein in der heutigen Zeit“ ... Sollten wir nicht besser – und für Sie letztlich nutzbringender – fragen: Was heißt *Christ sein* heute? Oder womöglich noch grundsätzlicher: Was heißt *Mensch sein* heute? Denn: Was haben Sie davon zu erfahren, was ‚Mönch-Sein‘ heute heißt? Das ist für Sie doch allenfalls von historischem oder anekdotischem Interesse. Mit Ihrer konkreten Lebenswirklichkeit hat das doch wenig zu tun.

Oder verbirgt sich womöglich hinter der Frage nach dem ‚Mönch-Sein‘ auch eine Frage an Sie und an unsere Zeit – also eine solche, die für Sie von Bedeutung ist?

Mit anderen Worten: Leben wir als Mönche etwas, das im Grunde auch Ihnen – je nach dem Maß Ihrer Möglichkeiten – zu leben zgedacht oder gar zugemutet ist? Weisen Mönche mit ihrem Leben etwa auf etwas hin, das in Ihrem Leben zu kurz kommt, aber doch einen Anspruch auf Leben hat? Und umgekehrt: Leben Sie als Menschen in Partnerschaft und Familie – ich benutze eine antiquierte Formulierung: Leben Sie als ‚*Menschen in der Welt*‘ etwas, das auch für uns Mönche eine unabwiesbare Relevanz hat?

Die Frage nach dem ‚Mönch-Sein‘ zu stellen heißt zugleich die Frage zu stellen: Was ist das Eigene, das Unterscheidende des monastischen / des klösterlichen Lebensentwurfes im Vergleich zu anderen christlichen, zu anderen menschlichen Lebensentwürfen? Wer spricht den Unterschied aus, bzw. wer macht ihn?

Wenn wir einen Unterschied benennen könnten, dann hätten wir womöglich die Frage nach dem Eigenen und Besonderen des ‚Mönch-Seins‘ schon halbwegs beantwortet und es ginge nur mehr darum zu sehen, ob und wie und wo dieser Unterschied authentisch gelebt und verwirklicht wird – und zwar eben heute.

Wer also macht den Unterschied? Und worin besteht er?

Zur Beantwortung dieser Frage könnten wir bei dem absolut Entscheidenden und dem letztlich Wichtigsten ansetzen: „Ein Gesetzeslehrer wollte Jesus auf die Probe stellen und fragte ihn: Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste? Er antwortete ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken. Das ist das wichtigste und erste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Mt 22,35-40).

Das absolut entscheidende Kriterium allen Lebens durch alle Zeit ist die Liebe. Nur das, was in unserem Leben Liebe gewesen ist, wird vor Gott Bestand haben und besitzt Ewigkeitswert.

Man wird – bei aller Sympathie für die mönchische Lebensgestalt – nicht ernsthaft behaupten können, dass sich in dieser Lebensform die größere Liebe verwirklichen würde. Wenn ich sehe, wie oft und wie ernsthaft in Partnerschaft und Familie Liebe gelebt wird, in welcher Intensität und Zartheit, mit welcher Rücksichtnahme und Vergebungsbereitschaft das wichtigste Gebot des Herrn – in aller Brüchigkeit durchaus – befolgt wird, dann wird dieses Gebot und seine Befolgung als unterscheidendes Merkmal des Mönch-Seins ausfallen.

Wir könnten allenfalls sagen, dass Mönche immer wieder von diesem wichtigsten und ersten Gebot her leben sollten, das sich dann in dem ebenso wichtigen, zweiten Gebot konkretisiert: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Das heißt: Dieser Imperativ – der wörtlich übersetzt eigentlich futurische Bedeutung hat: „Du *wirst* den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken ...“ auf diesen Imperativ mag der Mönch möglicherweise in seiner Lebensform häufiger zurückgeworfen und intensiver verwiesen sein.

Also noch einmal: Wer also macht den Unterschied? Und worin besteht er?

Ich bin überzeugt, nicht der Mensch macht den Unterschied. Gott macht Unterschiede, ohne dass er in den Unterschied eine Wertung hineinlegen würde, was wir allzu schnell und allzu oft tun, weil wir uns häufig über Vergleiche definieren.

Gott macht den Unterschied und er macht so viele Unterschiede wie es Menschen gibt. Das bringt uns zu der banalen und wenig überraschenden Aussage: ‚Jeder Mensch ist anders!‘ (Bei uns heißt es: ‚Jeder Jeck ist anders!‘) Dieser scheinbar triviale Satz verbirgt jedoch eine Tiefe, die es zu entdecken gilt.

‚Jeder Mensch ist anders‘ – dieser Gemeinplatz hört sich von Gott her ausgesagt folgendermaßen an: ‚Dir und Dir – jedem von euch – habe ich eine ganz eigene Berufung ins Leben gelegt! Entdecke Deine Berufung und lebe sie!‘

Romano Guardini schreibt zu Beginn seiner Autobiographie: ‚Wenn der Mensch geboren wird, wird ihm ein Wort mitgegeben: nicht nur eine Veranlagung, sondern ein Wort. Das wird hineingesprochen in sein Wesen, und es ist wie das Passwort zu allem, was geschieht. Es ist Auftrag und Verheißung. Es ist Schutz und Gefährdung. Alles, was dann im Gang der Jahre geschieht, ist Auswirkung dieses Wortes, ist Erläuterung und Erfüllung. Und es kommt alles darauf an, dass der, dem es zugesprochen wird – jeder Mensch, denn jedem wird eins zugesprochen – es versteht und mit ihm ins Einvernehmen kommt.‘

Der Unterschied liegt in dem je unterschiedlichen Wort, das jeder Mensch zu Beginn in sein Leben gesprochen, das jeder Christ zu Beginn seines geistlichen Lebens mit Gott in der Taufe in sein Leben gehaucht bekommt. Dann gilt es, dieses persönliche Wort zu entdecken und mit dem eigenen Leben zu füllen. Ein solcher Mensch wird dann zu einem lebendigen Wort Gottes, und ein solcher ist nach meinem Verständnis ein geistlich reifer, ein originär christlicher Mensch.

Und all die vielen unterschiedlichen Worte der einzelnen Menschen und Christen stehen wiederum nicht unverbunden nebeneinander, sondern ergeben zusammen ein lebendiges Buch, eine Heilige Schrift des Heiligen Geistes, das Buch des Lebens, das am Ende der Zeiten aufgeschlagen und gelesen wird.

Nicht-Mönch oder Mönch – wir alle haben den gemeinsamen Auftrag, lebendiges Wort Gottes zu werden aufgrund unserer gemeinsamen Berufung als Christen.

Mönch-Sein ist also *eine* christliche Lebensmöglichkeit. In ihr sucht ein Einzelner aufgrund des persönlichen Rufes Gottes in eine Berufungsgemeinschaft hinein authentisch so zu leben, dass durch seinen Beitrag ein gemeinsames Ganzes entsteht, das Paulus ‚Leib Christi‘ nennt. In diesem Leib gibt es viele unterschiedliche Glieder, die gemeinsam den einen Leib bilden, dessen Haupt Christus selbst ist. Hier fallen also zwei Rufe in eins zusammen:

1. der persönliche, individuelle Ruf, der den Einzelnen trifft und herausfordert und auf den Weg bringt und
2. der Ruf in eine konkrete Gemeinschaft, der ein Gemeinsames erstellt, das wir ‚Kirche im Kleinen‘ (ecclesiola) nennen.

Vielleicht ist *das* die Provokation, die vom Mönch-Sein ausgehen könnte bzw. ausgehen sollte: zuerst einmal uns selbst und dann den Menschen – den Christen zumal (das heißt: uns hier) – mit zwei Fragen zu konfrontieren:

1. Was ist Deine ureigenste Berufung, was ist Dein eigener Weg, was ist das innere Ziel Deines Lebens?
2. Wie kannst Du das ureigenste Wort Deines Lebens in der Gemeinschaft mit anderen ureigensten Worten der Menschen um Dich herum zu einer gemeinschaftlichen Aussage einer gemeinsamen Berufung bringen?

Daran schließt sich die kritische Frage an das Mönchtum an:

1. Suchen und leben wir dieses von Gott in unser Herz, in unser Leben gesprochene persönliche, individuelle Wort?
2. Leben wir die einzelnen, individuellen Worte so, dass eine gemeinsame Aussage in unserer Gemeinschaft erkennbar und vernehmbar wird?
3. Strahlt unser Leben aufgrund einer Berufung so aus, dass andere Menschen die Lust bekommen, ihrerseits nach der gottgeschenkten Aussage ihres Lebens zu fragen und zu suchen?

Eine privilegierte Aufgabe des Mönches, eine Konkretisierung der Berufung als Einzelne und als Gemeinschaft ist das Gebet der Kirche. Um diese Aufgabe zu verstehen, hilft mir ein Bild aus der Physik: Wenn man in ein System kommunizierender Röhren Wasser gießt, dann steigt das Wasser in allen einzelnen Röhren gleich hoch. Ein Kloster wie das unsrige hier ist ein Ort, an dem das Gebet in ein *geistliches* System kommunizierender Röhren eingespeist wird. Wen dieses aufsteigende Gebet mit seiner Kraft jeweils erreicht, das bleibt uns verborgen und das brauchen wir auch nicht zu wissen – Hauptsache, es erreicht Menschen in Situationen, in denen sie vom Gebet ihrer Mitchristen leben – und wenn es jemand von Ihnen hier ist.

Liebe Freunde!

Ich möchte das eben Gesagte noch einmal anders entwerfen – und zwar nach drei Richtungen hin: Es geht um die Fragen nach Identität, Relevanz und Bekenntnis:

Identität: Wer und was sind wir und sollen wir sein – jeder Einzelne von uns und wir als Gemeinschaft?

Relevanz: Wer und was sind wir und sollen wir sein – für die Kirche und für die Welt?

Bekenntnis: Wer und was sind wir und sollen wir sein – vor Gott.

Diese Fragen möchte ich Ihnen beantworten so gut es geht; es geht aber nur persönlich. Ein anderer meiner Mitbrüder würde diese drei Fragen vermutlich anders beantworten. Es wäre eine tiefe gemeinschaftliche Erfahrung, diese unterschiedlichen Antworten zu einer gemeinsamen Aussage zu bündeln, um so – bei aller Unterschiedlichkeit – den Weg dieser Gemeinschaft zu formulieren.

1. Identität: Wer und was sind wir – jeder Einzelne von uns und wir als Gemeinschaft?

Ich weiß mich – und das ist für mich klarer und sicherer als die Tatsache, dass Sie alle hier sitzen – von Gott angesprochen und herausgelockt aus meinem Egoismus in die Beziehung mit ihm und ich fühle mich mehr und mehr von Christus fasziniert. Er ist das große Glück meines Lebens. Das ist das Fundament, von dem her ich seit gut 41 Jahre lebe.

Diese Aussage ist primär eine Aussage des Dankes. Dieses Gerufen-Sein von Gott und dieses Fasziniert-Sein von Christus ist das größte Geschenk meines Lebens. Und ich weiß bis heute nicht genau – vielleicht werde ich es eines Tages erfahren – was die Auswahlkriterien Gottes sind ... was der Grund dafür ist, dass er mich so liebevoll angesehen hat. Das ist wohl ähnlich dem Gefühl des überwältigenden Dankes dafür, dass der Mensch, den ich liebe, mich ebenfalls liebt, mich liebevoll ansieht.

Das ist keine Aussage der Minderwertigkeit („Was bin ich schon, dass du mich liebst!“), sondern eine Aussage des Selbstbewusstseins, besser meines Christusbewusstseins. Denn ich würde dem noch hinzufügen: Es gibt für Gott kein größeres Glück als mich zu lieben und lieben zu dürfen! Je mehr ich mit und in Christus lebe, desto mehr und tiefer kann der Vater mich lieben und in mir zugleich den, den er seit Ewigkeit als sein geliebtes Kind ansieht.

Ich bin mir im Klaren darüber, dass diese Sicht zu Arroganz und Anmaßung führen kann, dann nämlich, wenn sich Liebe – sei es vom Partner oder von Gott her – nicht mehr als verdankte Liebe versteht, sondern als geschuldete Liebe (Röm 13,8), zu der der Partner verpflichtet wäre oder wenn diese Liebe als sachliche Selbstverständlichkeit behandelt und wie ein zu zahlender Betrag einkassiert würde.

Seit Jahren begleitet und bewegt mich ein Text aus dem Römerbrief (8,14-17): „Alle, die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes. Denn ihr habt nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht, so dass ihr euch immer noch fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Kindern macht, den Geist, in dem wir rufen: Abba, Vater! So bezeugt der Geist selber unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Sind wir aber Kinder, dann auch Erben; wir sind Erben Gottes und sind Miterben Christi, wenn wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden.“

Das ist unsere Identität als Christen: Kinder Gottes zu sein. Wenn uns jemand fragen würde: Wer bist Du?, so könnten wir antworten: „Ich bin Kind Gottes!“ So wie der Vater zu seinem Sohn Jesus Christus bei seiner Taufe im Jordan sagte: „Du bist mein geliebtes Kind, an dem ich Gefallen gefunden habe!“

Und das *Kind Sein* erweist sich in der – mitunter fast dreisten – Selbstverständlichkeit (*αυειδεια*), mit der Kinder von ihren Eltern Liebe und Zuneigung erwarten, ja bisweilen gar einfordern. Niemand anderem als unseren Kindern würden wir eine solche Dreistigkeit zugestehen und durchgehen lassen. Aber wem sage ich das?!

2. Relevanz: Wer und was sind wir und sollen wir sein für die Kirche und für die Welt?

Vor vielen Jahrhunderten wurden die Bauerschaften und Weiler nicht – wie vielleicht größere Ortschaften und Städte – von einer Mauer umgeben, sondern von einer dichten, hohen Hecke. Diese Hecke sollte die in ihrem Bereich lebenden Menschen vor Gefahren schützen, die von außen auf sie zu kommen könnten: Feinde, Fremde, wilde Tiere, Dämonen usw. Diese Hecke hatte ein oder zwei Zugänge bzw. Ausgänge, die nachts verschlossen wurden. Im Inneren dieser Hecke befand sich der Bereich, der den Bewohnern vertraut war und in dem sie sich auskannten. Diesen Bereich könnten wir den Kulturraum nennen, der von den Menschen gestaltet und gepflegt wurde. Draußen aber – außerhalb der Hecke – erstreckte sich die Natur, der dem Menschen feindliche und fremde und – zumal nachts – auch dämonische Raum.

Die Menschen lebten und bewegten sich normalerweise innerhalb dieses ihnen bekannten Bereiches; tagsüber durchstreiften sie die Außenwelt, nachts aber kehrten sie in den geschützten Bezirk zurück, um während der Nacht einigermaßen sicher vor Gefahren zu sein.

Nun gab es aber dann und wann in diesen kleinen Dörfern Frauen – *Hexen* nämlich –, die sich durch die Angst vor dem Fremden und Dämonischen nicht davon abhalten ließen, nachts das gewohnte und geschützte Terrain zu verlassen. Dabei konnten sie aber nicht die üblichen Ausgänge ihrer Ansiedlung benutzen, die ja nachts verschlossen und vielleicht auch bewacht waren. So stiegen sie heimlich über die Hecke, um dann ihre Expeditionen in das Fremde und Feindliche und Dämonische hinein zu unternehmen. Der Besenstiel, auf dem die Hexen typischerweise reiten, ist ein Symbol für die Hecke, die diese Frauen überstiegen.

Dass diesen Menschen, die sich in Freiheit und Mut auf die bedrohliche Außenwelt einließen und sich unerschrocken in sie hineinbegaben, dann auch selbst der Geruch des Dämonischen und Fremden anhaftete, ist einigermaßen verständlich. Solche Menschen waren den eher ängstlichen – sozusagen etablierten und saturierten – Bewohnern der Ansiedlung nicht geheuer. Sie sagten: „Nachts hat man zu Hause zu bleiben und sich nicht draußen rumzutreiben! Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um!“ Eine Hexe also ist ein Mensch, der die Hecke überwindet, der sich an der Grenze zwischen Gewohntem und Ungewohntem, zwischen Gesellschaft und Außenseitertum bewegt; eine Grenzgängerin, die exemplarisch das lebt, was eigentlich alle riskieren sollten, nämlich das Wagnis des Lebens einzugehen, das eigene Personsein auszuloten und auszuschöpfen und Erfahrungen mit den eigenen Möglichkeiten und Grenzen zu machen.

Wir sind es gewohnt, uns im Bereich unserer körperlichen, geistigen und geistlichen Möglichkeiten zu bewegen. Dies ist der uns vertraute, gewohnte Bereich, in dem wir uns auskennen und den wir normalerweise nicht verlassen und auf neue Möglichkeiten hin überschreiten. So laufen wir Gefahr, uns selbstgenügsam auf das zu beschränken, was wir folgendermaßen zu umschreiben pflegen: „Bis hierher und nicht weiter!“ „Mehr kann man von mir nicht verlangen!“

Etwas pointiert möchte ich sagen – verstehen Sie es bitte richtig: Als Christen sollten wir alle Hexen werden und sein! Wir sollten den Mut haben und auch die Neugierde, gewohnte Muster auch mal zu verlassen und uns in das Unbekannte und Fremde hinauszuwagen. Die augenblicklichen Umwälzungen und Umstrukturierungen in der Kirche und in der Gesellschaft sind dazu eine ganz eigene Herausforderung.

Vielleicht schulden wir der Welt und der Gesellschaft als Christen diesen Dienst: uns vorzuwagen in unbekanntes Gelände und da die Erfahrung Gottes zu machen, der in Jesus Christus den Himmel verlassen und sich unter uns begeben hat, um das Abenteuer des Lebens – mit Leid und Freude, mit Geburt und Tod, mit Auferstehung und neuem Leben zu machen.

Wir wären dann Pioniere des Rufes, der Herausgerufen-Seins. Das Wort ‚Kirche‘ – auf Griechisch: εκκλησια – leitet sich von dem griechischen Wort εκκαλεω ab, das ‚herausrufen, hervorlocken‘ bedeutet. Wir ließen uns von Gott herausrufen an die Peripherie – wie Papst Franziskus sagt.

Beim Propheten Hosea heißt es (10,12): „Nehmt Neuland unter den Pflug! Es ist Zeit, den Herrn zu suchen; dann wird er kommen und euch mit Heil überschütten.“

3. Bekenntnis: Wer und was sind wir und sollen wir sein vor Gott? Wer ist Gott für uns?

Die Frage nach meiner *Identität* aus der Dynamik des Glaubens zu beantworten, lautet: Wer bin ich vor Gott?

Die Frage nach meinem *Bekenntnis* zu beantworten, lautet: Wer bist du, Gott, vor mir und für mich? Was kann ich aus meiner Erfahrung mit dir, Gott, bezeugen?

Meine Antwort auf die erste Frage war: ‚Ich bin ein überaus geliebtes Kind Gottes, an dem Gott Gefallen gefunden hat.‘

Meine Antwort auf die zweite Frage lautet: ‚Gott ist für mich der Vater Jesu Christi, der mich ins Leben gerufen und in seinem Sohn befreit hat.‘

Die Bekenntnisformel: „Gott ist die Liebe!“ im 1. Johannesbrief (1 Joh 4,8.16) ist nach meiner Ansicht der zentrale Satz der Heiligen Schrift, die Quintessenz der ganzen Bibel. Aus diesem Satz alleine könnte man die ganze Theologie in allen ihren Disziplinen entwickeln:

Wenn wir diesen Satz: „Gott ist die Liebe!“ ernst nehmen, ergibt sich für mich daraus zwingend, dass Gott ein mehrpersonaler Gott ist. Denn Liebe existiert nur in Beziehung zwischen mehreren Personen. Das heißt: Wenn Gott Liebe ist, dann existiert er nicht als einsamer, monolithischer Block, sondern er lebt in Beziehung. Mit anderen Worten: Wenn Gott die Liebe ist, dann müssen wir von einem mehrpersonalen Gott ausgehen. Die Lehre von der sogenannten Trinität oder Dreifaltigkeit ergibt sich für mich wie von selbst aus diesem neutestamentlichen Bekenntnissatz.

Und die Liebe Gottes ist so groß, dass sie ständig in Fülle überfließt in die ständig sich entwickelnde Schöpfung. Von daher könnte man die Schöpfungslehre entwickeln.

Und nur von der Liebe her, die unsere Logik völlig übersteigt, ist die ganze Erlösungslehre – die Soteriologie – zu verstehen –, sofern wir sie überhaupt zu verstehen vermögen.

Ich sage das, weil der Satz: „Gott ist die Liebe!“, dem ich aus ganzem Herzen zustimme,

- einchlussweise das Bekenntnis zum dreieinen Gott bedeutet,
- ebenso das Bekenntnis zur Schöpfung, die aus der Liebe Gottes hervorgeht,
- und auch das Bekenntnis zur Hingabe Jesu Christi aus Liebe zu unserem Glück.

Identität, Relevanz und Bekenntnis – das sind die drei Richtungen unseres Lebens, die wir immer wieder zu befragen haben: Die Beziehung zu Gott – zum Nächsten – zu uns selbst.

Und vielleicht heißt Mönch sein in heutiger Zeit, die drei Richtungen des Lebens und der Liebe authentisch darzustellen, selbst zu leben und anderen – bei aller Gebrochenheit – erfahrbar zu machen.